

Risiko und Sicherheit

Imperien in Vergangenheit und Gegenwart

Nach dem Zerfall der Sowjetunion gingen viele davon aus, dass die Epoche der großen Imperien nun zu Ende sei. Aber dann unternahmen die USA den Versuch, ihre Vorstellungen von einer neuen Weltordnung durchzusetzen. Und seit Beginn des neuen Jahrtausends ist vom Aufstieg Chinas und gelegentlich auch Indiens als neuen regionalen Imperien die Rede. Produzieren Imperien mehr Sicherheit auf der Welt oder sind sie eher ein Risiko?

Was ist eigentlich ein Imperium? Worin unterscheidet es sich von anderen Typen politischer Ordnung, von Staaten etwa oder von großräumlichen Bündnissystemen? Welche Ordnungsleistungen haben Imperien in der Vergangenheit erbracht und worin bestehen ihre negativen Effekte? Beuten sie ihre Peripherien wesentlich aus, oder kultivieren und zivilisieren sie mehr?

Studienleiter *Jochen Wagner* und der an der Humboldt-Universität zu Berlin lehrende Politikwissenschaftler Professor *Herfried Münkler* gingen diesen Fragen in einer gemeinsam durchgeführten Tagung nach.

Herfried Münkler:

Was Imperien leisten und woran sie scheitern

Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion, so hatte es zeitweilig den Anschein, war die Epoche der großen, raumbeherrschenden Imperien definitiv zu Ende gegangen. Am Anfang dieses Endes stand der Zerfall der europäischen Kolonialreiche während der 1950er und 1960er Jahre, dem sich als letzte schließlich auch die Portugiesen nicht hatten entziehen können. In dieser Sicht war die Sowjetunion bloß eine Fortsetzung des Zarenreichs unter sozialistischen Vorzeichen, durch die sie sich eine kurze Verlängerung imperialer Vormachtstellung erkaufte. Das Ende des Sozialismus war danach auch das Ende der letzten imperialen Macht. Die Idee der Freiheit hatte sich dieser Sichtweise zufolge auf individueller wie auf kollektiver Ebene durchgesetzt.

Aber so einfach, wie es auf den ersten Blick den Anschein hatte, waren die Dinge dann doch nicht. Eine genauere Betrachtung förderte irritierende Befunde zu Tage, etwa den, dass postimperiale Räume, wie der Balkan oder der Kaukasus keineswegs umstandslos und friedlich in eine Konstellation nationaler Selbstbestimmung hineinfanden, sondern nicht selten in grausamen Kriegen versanken, die schon bald den nächsten Interventen auf den Plan

riefen, und in vielen Fällen lässt sich auch nicht beobachten, dass das Ende der zuvor so heftig kritisierten imperialen Ausbeutung zu einem ökonomischen Take off der in die Freiheit entlassenen Territorien geführt habe. Vor allem das subsaharische Afrika ist ein Beispiel dafür. So besaß der Kongo unter der brutalen und ausbeuterischen Herrschaft der Belgier eine weit bessere Verkehrsinfrastruktur, als dies nach einigen Jahrzehnten Unabhängigkeit der Fall ist. Bei solchen Beobachtungen ist freilich als erstes in Rechnung zu stellen, dass die imperiale Herrschaft in den von ihr kontrollierten Regionen Spuren hinterlassen hat, die nicht binnen weniger Jahre verschwinden, und manche der Kriege in den postimperialen Räumen sind bloß eine Fortsetzung der divide-et-impera-Politik, die von den imperialen Machthabern zuvor eingeübt worden war.

Aber nach einiger Zeit stellt sich dann doch die Frage, ob der imperial durchgesetzte und gewährleistete Frieden nicht besser und dem Leben der Menschen zuträglicher gewesen war als die seitdem vorherrschende innergesellschaftliche Gewalt. Das Ende der Donaumonarchie hat den Balkan weder friedlicher noch reicher werden lassen. Eine der klassischen Rechtfertigungen von Imperien gewann damit wieder an Überzeugungskraft: die, dass an den Rändern der Wohlstandszonen die Imperien gleichsam gezwungen seien, Ruhe und Sicherheit, Ordnung und Frieden herzustellen, und es ihnen auf diesem Wege gelinge, die Menschen aus einer barbarischen Situation zu befreien, ihnen eine überlegene Zivilisation zu bringen und sie schließlich an der großen Prosperität partizipieren zu lassen, die sich in der imperialen Ordnung entwickelt habe. Friedensperioden und Friedensräume erhalten ihre Denomination nicht selten nach dem Imperium, das sie beherrscht hat. So ist von der *pax Romana* ebenso die Rede wie von der *pax Mongolica*, von der *pax Britannica*, wie von der *pax Americana*, und selbst die *pax Sovjetica* hat es in diese Begriffsreihe geschafft. Imperialer Frieden kann gelegentlich mit der Ruhe eines Friedhofs gleichbedeutend sein, und gelegentlich schwingt davon auch etwas in der entsprechenden Friedensbezeichnung mit, aber das ist keineswegs die Regel. Eher steht der imperiale Frieden für eine Zeit, in der in den fraglichen Räumen ein Wohlstand entstanden ist, wie es ihn davor und danach nicht gegeben hat. Das gilt selbst für die *pax Mongolica*, in deren Folge die Seidenstraße zwischen China und dem Schwarzen Meer bzw. der levantinischen Küste geöffnet wurde und die zentralasiatischen Gebiete davon profitierten.

Anders formuliert heißt das, dass Imperien mit Rechts- und Verkehrssicherheit ein kollektives Gut bereitstellen, das im Grundsatz zwar auch anderweitig verfügbar gemacht werden kann, etwa durch eine kollektive Friedensordnung gleichberechtigter Akteure, aber das ist viel seltener der Fall. Imperien sorgen für Ordnung, wo spontane Ordnungsbildung der unwahrscheinliche Fall ist, und sie ermöglichen nicht selten die Teilhabe an einer Zivilisation, die unter Inanspruchnahme der verfügbaren Eigenmitteln der Peripherie in unerreichbarer Ferne läge. Was sie dafür freilich kassieren, ist kollektive Autonomie der Völker und Nationen und eine darauf begründete Vorstellung von Freiheit. Was das Wichtigere und Wertvollere sei, ist in den jeweiligen Gebieten umstritten. Es ist eine Frage des politischen Kampfes, ob sich die zum Imperium hin orientierten Eliten mit Blick auf Prosperität oder aber die auf ethnischer bzw. nationaler Selbständigkeit bestehenden Eliten unter der Parole der Freiheit durchsetzen. Das Streitgespräch zwischen dem Cheruskerhäuptling Arminius und seinem in römischem Dienst verbliebenen Bruder Flavus, wie es der Historiker Tacitus schildert, ist dafür ein gutes Beispiel. Über die Weser hinweg rufen sie sich ihre Präferenzen zu und begründen diese: Arminius stellt die Mutter und den heimatlichen Boden heraus, Flavus hingegen spricht von imperialem Ruhm und der Loyalität gegenüber Rom. Diese Kontroverse hat sich seitdem hundertfach wiederholt, und erst im 20. Jahrhundert haben die Kritiker und Gegner der imperialen Ordnung weltweit die Oberhand erlangt.

In Deutschland freilich haben sich die Sichtweisen im Gefolge zweier verlorener Weltkriege, in denen es – auch – um die Errichtung einer hegemonialen bzw. imperialen Ordnung über Europa ging, etwas anders entwickelt. Während vor einem Jahrhundert noch des zum Hermann eingedeutschten Arminius' voll anhänglicher Bewunderung gedacht und der Cherusker als Vaterlandsbefreier und erster Deutscher gefeiert wurde, kann davon anlässlich der 2000. Wiederkehr des Jahrestags der Schlacht im Teutoburger Wald nicht mehr die Rede sein. Das zeigen schon die Titel der in diesem Jahr publizierten Bücher: Statt von der Hermannsschlacht ist von der Varusschlacht die Rede, und das partisanische Gemetzel in Wald und Sumpf, das mit der Vernichtung von drei römischen Legionen endete, wird nicht länger als Startschuss der deutschen Geschichte angesehen, sondern als eine bittere Niederlage der römischen Ordnungsmacht. Mit einem Wort: Wir Deutschen haben uns aus der bislang in Anspruch genommenen antiimperialen Geschichte herausgeschlichen und möchten von der kulturellen Herkunft her lieber Bestandteil der römischen Zivilisation als deren barbarischer Widerpart sein. Im abermals sonderbaren deutschen Fall korrespondiert also eine allgemein vorherrschende imperiumsskeptische Grundhaltung mit dem klammheimlichen Bedürfnis, eher zu den Weintrinkern innerhalb des Limes als zu den Metsäufern außerhalb zu gehören.

Mit Blick auf die eingangs aufgeworfene Frage nach dem (scheinbaren) Ende einer mehrtausendjährigen Epoche der Imperien und der durch sie hergestellten „Welt“-ordnungen stellt sich politikwissenschaftlich freilich die Frage, ob Imperien womöglich einen Gestaltwandel vollzogen haben, in dessen Folge es nicht mehr wesentlich um die Kontrolle von Territorium geht, sondern an dessen Stelle längst die Sicherheit von Strömen getreten ist: Strömen von Menschen, von Kapital, von Waren, von Informationen, und zwar vor allem dort, wo diese Ströme die Grenzen der Staaten überschreiten. Die Sicherung prekärer Ränder bleibt nach wie vor eine der imperialen Herausforderungen, die heute mit der Bezeichnung von *failed* bzw. *failing states* belegt ist, aber längst sind andere und erheblich komplexere Aufgaben hinzugekommen, die schwerlich durch gemeinsame Absprachen von bald zweihundert Staaten auf der Erde mit ihren Einzelinteressen und Sonderwünschen getroffen werden können. Die großen Konferenzen, auf denen es um kollektive Güter geht, wie etwa die Bekämpfung des Hungers oder die Begrenzung der Weltklimaerwärmung, sind Beispiele dafür. Ohne die USA geht hier gar nichts, und auch die achten darauf, dass Akteure wie China, Indien und Brasilien mitmachen. Diese wiederum agieren als die Vormächte ihrer Weltregionen, und die dortigen Staaten müssen ihnen nolens volens folgen. Das macht Prozesse handhabbar.

Die Frage einer internationalen Leitwährung, die Regeln der staatenüberschreitenden Kommunikation, die Definition von Informationssicherheit – all das ist für die Merkmale von Imperialität heute vermutlich viel wichtiger als die militärische Kontrolle weltwirtschaftlich bedeutungsloser Gegenden. Diese gewinnen erst an Relevanz, wenn sie über als illegal zertifizierte Güter, wie etwa Rauschgift, auf die Prosperitätszonen Einfluss gewinnen, indem sie sich über die Schattenkanäle der Globalisierung an sie andocken. Diese Güter können zu einer schwerwiegenden Bedrohung der Prosperitätszonen werden, wobei es keineswegs nur um Rauschgift geht, sondern auch um „Blutdiamanten“ oder den Handel mit Menschen, also eine neue Form von Sklaverei, die inzwischen beachtliche Ausmaße angenommen hat. Auch die Europäische Union agiert hier wie ein Imperium, wenn sie etwa darauf besteht, dass ihre Vorstellungen von Normen und Werten auch außerhalb ihres Gebietes Geltung haben sollen.

Die neuen Konstellationen sind also alles andere als eindeutig, und Klarheit ist kaum zu gewinnen, wenn man nur die unmittelbare Gegenwart betrachtet. Was nützt und sinnvoll ist,

ist vielmehr eine vergleichende Betrachtung der großen Imperien, um daraus Hinweise auf ihre Leistungen, aber auch auf die Ursachen ihres Niedergangs und Verfalls zu finden. Eine der wichtigsten Unterscheidungen ist dabei die zwischen Land- und Seeimperien, weil diese Imperiumstypen ein unterschiedliches Verhältnis von Macht und Wohlstand aufweisen. Seereiche steigern Macht und Wohlstand synchron; Landimperien müssen Machtgewinn in der Regel mit Wohlstandsverzicht bezahlen – und umgekehrt. Seereichsbildungen sind kostengünstig, weil hier die überlegenen technischen und zivilisatorischen Fähigkeiten sehr viel stärker zum Tragen kommen als bei Landreichsbildungen, die überall und jederzeit durch partisanische Kontrahenten angreifbar sind und in teure Abnutzungskriege verwickelt werden. Modellbildung ist freilich das Eine, Wirklichkeitsbeobachtung das Andere. Die meisten Imperien sind Hybride, in denen beide Elemente, Land und See, miteinander verbunden sind. Das Mongolenreich war ein reines Steppenimperium, während die Portugiesen und Niederländer alleinige Seereiche, so genannte seaborne empires, hervorbrachten. Sie gingen nicht in die Fläche, sondern begnügten sich mit Stützpunkten für ihre Flotten, an denen die Warenströme gebündelt und kanalisiert wurden. Aber reine Seereiche hinterlassen kaum zivilisatorische Spuren, und im Prinzip interessieren sie sich auch nicht weiter für die Verbreitung der Zivilisation. Weil sie in ihre Umwelten nur marginal intervenieren, sind sie so kostengünstig. Aber sie verzichten nicht bloß auf Interventionen, sondern auch auf Investitionen. Das, was Kipling einst „des weißen Mannes Bürde“ genannt hat, laden sie sich nicht auf. Das tun eher die Imperien, die auch Werte und Normen durchsetzen. Sie sind dadurch politisch auffälliger und sehr viel leichter angreifbar.

Die Beschäftigung mit der Imperialgeschichte von Rom bis zu den USA war Thema einer Tagung in der Evangelischen Akademie in Tutzing, in deren Verlauf diese Fragen an den konkreten Fällen einzelner Großreichsbildungen untersucht wurden, wobei auch ein Blick auf deren Legitimationserzählungen geworfen wurde. Diese sind nicht selten reichstheologischer Art – sei es nun, dass das Imperium als der große Protagonist des Fortschritts angesehen wird, den es bis in die äußersten Winkel der Welt trägt – eine Sicht, die Karl Marx in seinen Schriften über die britische Herrschaft in Indien vertreten hat –, sei es, dass das Imperium als der große Aufhalter gilt, der die letzte Barriere zum Weltuntergang darstellt, wie man dies in der staufischen Reichsvorstellung findet. Und heute? Wir wissen nicht recht, ob wir auf den Fortschritt und seine weitere Ausbreitung oder aber die Verhinderung der Katastrophe setzen sollen. Aber wir ahnen, dass wir dazu, so oder so, auf imperiale Vormächte angewiesen sind.